



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur neuen Rechtschreibung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Zur neuen Rechtschreibung



Die neue deutsche Rechtschreibung, nach den Beschlüssen der orthographischen Konferenz des Jahres 1901 von Deutschland, Österreich, der Schweiz und den Deutschen Nordamerikas angenommen, ist nunmehr zur Tatsache geworden. Die Behörden sind dieses mal mit dem guten Beispiele vorangegangen, sie richten sich schon seit dem 1. Januar dieses Jahres nach ihr, und für Ostern steht die Einführung in den Schulen bevor. Wie viel Jubelhymnen in gebundner und ungebundner Rede sind schon erklungen, daß die Rechtschreibung jetzt einheitlich geregelt ist, „so weit die deutsche Zunge klingt.“ Und wer wollte sich nicht herzlich darüber freuen, daß damit wieder ein Bollwerk gefallen ist, wo hinein sich deutsche Sondertümelei flüchten konnte? Wohl war schon 1880 der orthographische Willkür, die bis dahin im Deutschen Reiche geherrscht hatte, dadurch ein Kiegel vorgeschoben worden, daß die höchsten Behörden für die Schulen eine bestimmte Rechtschreibung, die sogenannte Puttkamersche oder, wie man treffender sagen sollte, die Kaumersche, vorschrieben. Wer aber damals gehofft hatte, damit sei die Absicht verbunden, bei der Jugend anzufangen, damit die Erwachsenen allmählich nachfolgen sollten, der sah sich bitter enttäuscht. Im Gegenteil, dieselben höchsten Behörden, von denen die Anordnung ausgegangen war, und alle unter ihnen stehenden Ämter, staatliche sowohl als städtische, verhielten sich schroff ablehnend dagegen; und wer in den letzten zwei Jahrzehnten in den öffentlichen Dienst trat, sah sich genötigt, das in der Schule Gelernte so schnell wie möglich wieder zu vergessen. Seltsam genug: das Ausland zeigte uns die rechte Verwertung dessen, was deutscher Gelehrtenfleiß geschaffen hatte, Österreich und die Schweiz nahmen 1889 und 1892 die Schulrechtschreibung des Deutschen Reichs mit wenigen Abweichungen an, machten sie aber zugleich auch maßgebend für den amtlichen Verkehr. Im Deutschen Reiche selber dagegen bestand der unnatürliche und unwürdige Zustand weiter fort, und es war kein Wunder, daß sich auch einzelne Zeitungen, Zeitschriften und Druckereien nicht veranlaßt sahen, ihre oft wohlervognen und folgerichtig durchgeführten Hausorthographien aufzugeben. Ja es fehlte wenig daran, daß ein gutgemeinter Versuch, dem deutschen Volke zu einer einheitlichen Rechtschreibung zu verhelfen, aus Versehen eine dieser Hausorthographien, nämlich die der Reichsdruckerei, wie sie im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch Anwendung gefunden hatte, zur Reichsorthographie erhob!

Gewiß, die Freude über das Erreichte ist, besonders dem frühern Wirrwarr gegenüber, vollauf berechtigt. Auch die Grenzboten teilen sie und haben sich pünktlich am 1. Januar die neue Rechtschreibung angeeignet, nicht weil sie in ihr das

Ideal des Erreichbaren sähen, sondern dem Einheitsgedanken zuliebe, wie ja auch die Mehrzahl der Konferenzmitglieder selbst Zugeständnisse gemacht hat. Daher die vielen als zulässig bezeichneten Doppel- und mehrfachen Schreibungen, in dubiis libertas. Freilich gerade diese Zugeständnisse sind es, durch die auch so viele Widersprüche und Halbheiten in das Werk gekommen sind, und mehr als ein Teilnehmer an der Konferenz hat das Bedürfnis empfunden, seine abweichende Stellung in einzelnen Fragen öffentlich darzulegen. Auch hier wird man eben wie bei andern Abstimmungsergebnissen oft genug an das bittere Wort des Sapiaha über die Mehrheit erinnert. So soll denn auch uns die Freude über das Zustandekommen einer Einheitsrechtschreibung nicht daran hindern, es offen auszusprechen, daß wir von manchem, was sie uns gebracht hat, wenig erbaut sind, und zwar beizeiten, ehe noch das Jahr seine heiligende Kraft geübt hat.

Wir hätten viel auf dem Herzen, aber nur einige Grundzüge der amtlichen Bestimmungen sollen hier besprochen werden, über Einzelheiten vielleicht ein andermal. Die Abweichungen der neuesten Rechtschreibung von der Puttkamerischen sind nicht zahlreich. Darin liegt wohl auch der Grund, daß dieses mal zu den amtlichen Bestimmungen keine Erläuterungen erschienen sind, wie es 1880 durch den vortrefflichen Kommentar von Wilmanns geschehn ist, an den wir uns also auch jetzt noch im wesentlichen halten dürfen.

Es wäre jedoch unrichtig, wollten wir nur die wenigen Abweichungen der neuesten Rechtschreibung ins Auge fassen und nicht auch das von früher her Stehengebliebene, das jetzt in ganz verändertem Licht erscheint. Denn andre Anforderungen stellte man an ein Regelbuch zum Gebrauch in preussischen Schulen, das sich also zunächst vorwiegend an Norddeutsche wandte, als an eine Regelung der Rechtschreibung für das ganze, weite deutsche Sprachgebiet, wie sie jetzt erfolgt ist.

Von diesem Standpunkt aus nehmen wir gleich an der aus dem alten Regelbuche herübergenommenen „Ersten Hauptregel“ Anstoß: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen.“ Wie wenig dieser ausgesprochne Grundsatz der phonetischen Richtung geeignet ist, an der Spitze unsrer jetzigen Rechtschreibung zu stehn, das läßt ein Mitglied der Sunikonferenz, Oberschulrat Waag, in einem in Karlsruhe gehaltenen Vortrag über Sprache und Schrift deutlich durchblicken. Die strenge Durchführung dieses Grundsatzes würde schon deswegen unmöglich sein, weil bei einer genauen Bezeichnung jedes Lautes durch das ihm zukommende Zeichen die Buchstaben unsers Alphabets bei weitem nicht ausreichen würden. Auch schon der Januar-Konferenz des Jahres 1876, deren Ergebnis die Rechtschreibung von 1880 war, scheint es bei dieser lediglich der wissenschaftlichen Begründung wegen vorangestellten und sofort durch eine Anmerkung zum Teil widerrufenen Hauptregel nicht recht wohl geworden zu sein. „Ein Satz gehört als Prinzip und Regel an die Spitze, alles andre erscheint ihm gegenüber als Einschränkung und Ausnahme,“ das war der Gedanke, von dem man ausging. Also zugestandnermaßen ein Regelbuch, aus lauter Ausnahmen bestehend, gewiß einzig in seiner Art! Wilmanns deutet

denn auch an, daß eine vollständigere Zusammenfassung der Grundsätze unsrer Rechtschreibung in dem alten Leitsatze Abtelungs enthalten sein würde: „Man schreibe das Deutsche mit den eingeführten Schriftzeichen, so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Gebrauchs,“ in der Tat eine Hauptregel, die an Unbestimmtheit nichts zu wünschen läßt, die aber gerade deswegen für unsre Rechtschreibung sehr bezeichnend sein würde. Es ist eben unmöglich, einen einigermaßen zutreffenden einheitlichen Grundsatz für sie aufzustellen, da sie das Ergebnis einer jahrhundertelangen und durch mannigfache Rücksichten beeinflussten Entwicklung ist, wie denn auch das neue Regelbuch gleich als „Zweite Hauptregel“ ein Zugeständnis an die historische Richtung hinzufügt.

Mehr noch als das Mißverhältnis zwischen Lauten und Buchstaben ist es etwas andres, was diese „Erste Hauptregel“ wertlos, ja sogar bedenklich erscheinen läßt, nämlich die Voraussetzung richtiger Aussprache. Was soll der Schüler hiermit anfangen? Haben wir denn überhaupt eine allgemeingiltige richtige Aussprache? Die in den amtlichen Bestimmungen der ersten Hauptregel beigegebenen sechs Beispiele sind ganz gewiß mit peinlichster Sorgfalt ausgewählt worden, um die Regel nach Möglichkeit zu stützen. Drei davon, die sich auf die Aussprache von Selbstlauten beziehen, lassen wir uns gefallen: Riste — Rüste, liegen — lügen, heilen — heulen, allenfalls auch noch: begleiten — bekleiden. Dann aber: weiser — weißer, da ist ausschließlich der norddeutschen, und beim sechsten Beispiele: Fluch — Flug — Pflug ist einseitig der süddeutschen Aussprache Rechnung getragen, und auch dieser nur bis etwa südlich vom Neckar bei Heilbronn; was darüber hinauswohnt, macht im Sprechen keinen Unterschied zwischen Fluch und Flug. Wonach soll sich also der gewissenhafte Befolger der ersten Hauptregel richten? Halt, da kommt uns ein rettender Gedanke. Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur — bei der Kommission zur Regelung der deutschen Bühnenaussprache an, die vom 14. bis 16. April 1898 in Berlin getagt hat, die muß es doch wissen. Also gut, wir nehmen die bekannte Broschüre von Professor Siebs in Greifswald zur Hand, in der die Ergebnisse dieser Beratungen niedergelegt sind, und blättern darin. Da lesen wir: „Langes ä (weder zu dumpf noch zu hell) ist zu sprechen, wo die Schreibung aa, ah oder t(h)a zeigt — langes geschlossenes i, wenn die Schreibung ie oder ich zeigt — gehauchtes oder stimmloses t, wo t (th) oder tt (dt) geschrieben wird usw.“ Also die Aussprachekommission verweist uns, natürlich auch wieder mit vielen Ausnahmen — auf die Rechtschreibung! Somit wären wir in der schönsten Kreisbewegung drin, aber — es ist ein *circulus vitiosus*.

Uns liegt nichts ferner, als der Kommission hieraus einen Vorwurf zu machen; im Gegenteil, sie ist in ihrem vollen Rechte. Die Sache liegt doch so. Die Sprache ist natürlich älter als die Schrift, diese sucht das gesprochne Wort so genau als möglich wiederzugeben, wird aber ihren Zweck immer nur bis zu einem gewissen Grade erreichen. Dagegen die über den landschaftlichen Verschiedenheiten stehende Aussprache der Gebildeten oder der Bühnen, soweit

man von einer solchen überhaupt schon sprechen kann, ist ein Wert der Überkunft, ist also jünger als die Schrift. Daher ist es nur folgerichtig, daß eine Regelung der Aussprache, die selbstverständlich auch die Sprachgeschichte mit berücksichtigt, auf die Rechtschreibung Bezug nimmt; und diese wird ihr die Aufgabe umsomehr erleichtern, je faßlicher sie ist, und je mehr sie es vermeidet, ein und denselben Laut durch verschiedene Schreibung wiederzugeben (z. B. langes a durch a, aa oder ah).

Für das Zweckmäßige dieser Reihenfolge sprechen auch die in der Volksschule gemachten Erfahrungen. Alles Eifern der Lehrer, deren Rede ja meist selber mundartlich gefärbt ist, gegen die „schlechte“ oder „nachlässige“ Aussprache der Kleinen nützt wenig, solange nicht auch die richtige Schreibung im Gedächtnis haftet. Das Kind kann unmöglich begreifen, weshalb es mit einemmal nicht mehr „Babbel“ und „Budel,“ wohl aber nach wie vor Ball und Buch sprechen darf; und gerade die Strebsamsten sind es oft, die dann wohl auch „Ball, Buch, tann, toch“ und sogar „Känse“ sprechen, sie geraten damit in dieselbe Unsicherheit, in die schon die Schreiber am Ausgange des Mittelalters verfielen. Schreibung und Aussprache müssen hier eben einander fortwährend unterstützen. Mechanisch lernt der Abschütze in den Meißner Landen zunächst auswendig, daß man harte „Daler“ auch mit hartem T schreibt, und erst wenn sich dann mit der sachlichen Vorstellung ein sicheres Wortbild in seinem Geiste verbindet, wird es ihm leichter werden, auch wirklich Taler zu sprechen. Gedächtnismäßig prägen sich Schwabekinder ein, daß zwar Gisch mit sch, „isch“ und „wüsch“ aber mit st geschrieben werden, oder meckelnbörgsche Gören, daß sie auch mit der Feder über S-tock und S-tein s-pringen, aber nicht über die „Snur slagen“ dürfen; sind sie dann mit der richtigen Schreibung vertraut, so werden sie auch „ist und wüft,“ „schlagen und Schnur“ sprechen lernen.

Nicht bloß das Kind, auch jeder nicht gerade sprachgelehrte Erwachsene denkt: „Wie ein Wort geschrieben wird, so muß ichs auch aussprechen, wenn ich nicht für ungebildet gelten will.“ Dabei bleiben immer noch genug kleine Unterschiede bestehen, die einzelnen Schriftzeichen werden ja niemals einzelne, physiologisch fest umgrenzte Laute wiedergeben, sondern vielmehr gewissen kleinen Lautgruppen entsprechen, innerhalb deren dem Redenden wenigstens eine Annäherung an die ihm natürliche landschaftliche Aussprache möglich ist, wodurch er vor einer gezierten Sprechweise bewahrt wird.

Die Rechtschreibung muß also die Führung übernehmen und darf sich dem Schüler gegenüber nicht umgekehrt auf die richtige, d. h. doch eben auf die Aussprache der Gebildeten als Voraussetzung berufen. Wir reden dabei immer wieder nur von dem der praktischen Belehrung dienenden Regelbuche, nicht von der wissenschaftlichen Begründung der Rechtschreibung. Diese hat allerdings alle die nebeneinander berücksichtigten Grundsätze der Reihe nach aufzuführen und kann ja, wie einst der selige Gottsched, nachdem er nicht weniger als sieben orthographische Hauptregeln aufgezählt hatte, der Vorsicht halber auch noch die weitere hinzufügen: „Wann zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln miteinander streiten, so muß die eine nachgeben.“ Wir haben

wenig Ursache, diesen letzten Schluß Gottschedscher Weisheit vornehm zu belächeln. Anders aber liegen die Verhältnisse bei einer Anleitung für Lernende, diesen müssen möglichst bestimmte, zuverlässige Weisungen gegeben werden. Weg also mit einer Hauptregel, die den Schüler nicht nur nicht fördert, sondern eher verwirrt! Daß es recht gut auch ohne sie geht, beweist das amtliche österreichische Regelbuch von 1889, das die Kaunersche Orthographie mit ganz wenigen Abweichungen übernahm, jedoch mit Weglassung der von uns beanstandeten Hauptregel.

Wenn die Hauptregel fällt, muß auch eine damit zusammenhängende Besonderheit nach, nämlich die Unterscheidung zwischen hartem, stimmlosem und weichem, stimmhaftem S-Laut, und hierbei wissen wir uns eins mit einem andern Mitgliede der Sunikonferenz, mit Professor Brenner in Würzburg, der bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit dagegen kämpft. Nur der Norddeutsche kennt diesen Unterschied, schon in Mitteldeutschland verliert er sich, und Süddeutschland, Österreich und der Schweiz ist er ganz abhanden gekommen. Der Niederdeutsche läßt in der That einen stimmhaften, tönenden Reibelaut hören, im Anlaute stets und oft im Inlaut, in Wörtern wie singen, Gesang, Labfal, Wesen, Hülfe. Der Oberdeutsche dagegen spricht hier überall einen stimmlosen Laut, gerade so wie in Blöße, Gruß, Haus, Hals und Geist, wo seine Aussprache mit der des Norddeutschen übereinstimmt. Für ihn bilden „sie saßen und lasen, stießen und bliesen“ reine Reime, ein reisender Handwerksbursch und ein reisender Wolf werden in ihrem ersten Teil von ihm sprachlich nicht unterschieden, höchstens die Dauer des S-Lautes ist hier in einigen süddeutschen Mundarten etwas verschieden. Ein stimmhaftes, weiches s jedoch findet sich in der Sprache des Oberdeutschen nirgends. Es sind nicht einige wenige Leute, von denen dies gilt, wie Gottsched annahm, sondern viele Millionen, denen man nicht mit Wilmanns einfach dialektische Harthörigkeit zum Vorwurf machen darf. Mit Recht dürften diese wohl die Frage zu der ihrigen machen, die gleich darauf derselbe Wilmanns in etwas anderm Zusammenhang ausspricht: „Wozu sollen wir Laute verschieden bezeichnen, die nicht mehr verschieden gesprochen werden?“

Wenn nur die Rechtschreibung hier wenigstens einen sichern Anhalt zu geben vermöchte! Aber die amtlichen Bestimmungen räumen selber ein: „Der harte Laut wird vorzugsweise durch ß und ss, unter Umständen aber auch durch s und s bezeichnet.“ Und nun folgen die Einzelangaben, die das Gedächtnis des Lernenden nicht wenig belasten. Da käme es dann auch auf die weitere Regel nicht mehr an: Zwischen zwei Selbstlauten, von denen der erste lang ist, wird s geschrieben; Ausnahmen sind StraÙe, außer, heißen, stoßen, MuÙe, grüÙen usw. Die Zahl der Wörter würde gar nicht so groß werden. Norddeutschen Schülern würde hierbei durch einen Hinweis des Lehrers auf die ihnen geläufige Aussprache eine willkommene Erleichterung zu teil werden, aber eben nur in diesem einen Falle. Denn ob z. B. im Auslaut ß oder s steht, daß man aus, aber Strauß zu schreiben hat, dafür bietet auch ihnen ihre Aussprache keinen Anhalt, ebenso verlangt die Bühnenaussprache hier durchweg hartes S. Eine Berufung auf die richtige Aussprache würde daher

auch hier nur zu Irrtümern verleiten. Wenn wir uns fragen, warum der gebildete Norddeutsche auch in losen, Aneise und andern Wörtern, in denen eine sprachgeschichtliche Berechtigung dafür nicht einmal vorliegt, tönendes *ſ* spricht, so wird die Antwort lauten: aus demselben Grunde, aus dem er noch immer so gern an der Aussprache *S-tiel* und *S-piel* festhält, während er schmal und schwül spricht — weils so geschrieben wird; ein weiterer Fingerzeig dafür, daß eine wohlervogne Rechtschreibung die Grundlage für die Regelung der Aussprache bildet. Plage man also Millionen von Schülern nicht länger mehr mit einem Lautunterschiede, der von ihrem Ohr gar nicht oder doch nicht mit Sicherheit empfunden wird.

Die Wünsche, die wir im vorstehenden ausgesprochen haben, könnten schon jetzt getrost von orthographischen Regelbüchern berücksichtigt werden, ohne daß dadurch dem sachlichen Ergebnis der Konferenz auch nur im geringsten Abbruch getan würde, die Schreibung bliebe in allen Fällen die amtlich verlangte. Wollten wir darüber hinausgehen, so würde dieses Bestreben, mit Professor Brenner zu sprechen, als reine Privatsache ohnmächtig bleiben. Wir dürfen wohl hinzusetzen: vorläufig. Denn Brenner selbst glaubt an die künftige Einführung einer unsrer Zeit würdigen, wenn auch nicht völlig, so doch mehr als bisher phonetischen Rechtschreibung, und wie er sie sich denkt, das entspricht ungefähr dem Leitbilde, das auch uns vorschwebt: nicht mehrere Zeichen für ein und denselben Laut, also nicht *ai* und *ei*, nicht *ſ* und *ß* nebeneinander; keine Buchstabenverbindungen für einfache Laute, also kein *sch*, *ch*; eine einfache, einheitliche Bezeichnung der Länge oder der Kürze eines Selbstlautes, wo sie unbedingt nötig ist, aber nur entweder die Länge- oder die Kürzebezeichnung; große Anfangsbuchstaben nur beim ersten Worte eines Satzganzen und in Eigennamen.

Welche Fehlerquelle würde allein durch die zuletzt genannte Vereinfachung, die Rückkehr zu der alten, bis ins sechzehnte Jahrhundert üblichen Schreibweise, verstopft werden, wie viele für den Anfänger, und nicht nur für diesen, unverständliche Unterscheidungen würden dann wegfallen, die alle herbeigeführt sind durch die Verwendung anderer Wortklassen als Hauptwörter oder von Hauptwörtern als Präpositionen, Zahlwörter, Adverbia oder in stehenden Verbindungen mit Zeitwörtern: er nimmt teil, aber er hat keinen Teil daran; es findet statt, aber es findet eine gute Statt; Altes und Neues war darunter, aber alt und jung, groß und klein, arm und reich war auf den Beinen; das Wenn und das Aber, das All der Welt, dagegen mein ein und mein alles! Aber, wie gesagt, das sind Hoffnungen, die sich so bald nicht verwirklichen lassen. An Anregungen nach dieser Richtung hat es auf der Konferenz nicht gefehlt, aber der Hauptzweck der Beratungen, eine Einigung herbeizuführen, machte ein näheres Eingehn darauf unmöglich. Eine tröstliche Aussicht wenigstens eröffnet die Schlußbemerkung des Abschnittes der amtlichen Bestimmungen, der von den Anfangsbuchstaben handelt: In zweifelhaften Fällen schreibe man mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Eine sehr wunderliche Unterscheidung, die das Regelbuch von 1880 enthielt, ist jetzt beseitigt worden. Schon Wilmanns nahm daran Anstoß, daß

man schreiben mußte: wir pflegen morgens zu arbeiten, des Abends ruhen wir. Die neuen amtlichen Regeln geben über die Anfangsbuchstaben der Tageszeiten keine festen Vorschriften, offenbar um eben hier größere Freiheit zuzulassen, damit so lächerliche Zusammenstellungen wie die von Wilmanns angeführte vermieden werden können. Das amtliche Wörterverzeichnis führt denn auch richtig beide Schreibungen, sowohl morgens als Morgens, tags und Tags darauf u. a. als gleich gut an. Dafür ist aber an einer einzigen Stelle des amtlichen Wörterverzeichnisses, also nicht in den Regeln, wieder eine neue ebenso seltsame Unterscheidung geschaffen worden, die Unterscheidung: diesen Abend, aber heute abend!

Hiergegen zieht, und mit vollem Rechte, unter wahren Zornesausbrüchen der Geheime Oberbaurat Sarrazin zu Felde, der als Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins auf Einladung des preussischen Unterrichtsministers selbst an den orthographischen Verhandlungen mit teilgenommen hat. Das amtliche Verzeichnis habe diese Form sicher nur als zulässig, keineswegs aber als die allein richtige vorschreiben wollen, zumal da sie sich ganz ausschließlich bei dem Wort Abend finde und sonst bei keinem ähnlichen, wie Morgen, Mittag, Nachmittag, Nacht. „An den Verhandlungen, so fährt er fort, hat eine große Zahl angesehenen Germanisten und praktischer Schulmänner teilgenommen, die sich der weitgehenden Folgen, die eine solche streng vorgeschriebne Form haben würde, sicherlich voll bewußt gewesen sind. Ich denke von unsern Schulmännern aber viel zu hoch, als daß ich annehmen könnte, sie hätten das ganze deutsche Volk und vor allem die Hunderttausende ihrer Schüler mit einem solchen Rattenkönig von Wirrnissen drangsalen und elenden wollen. Man denke nur an die endlosen Übungen, Diktate usw., die nötig wären, um Schulkindern dieses Durcheinander von Abend und abend, Morgen und morgen, Nacht und nacht in all den verschiedenen Möglichkeiten gedächtnismäßig beizubringen — denn begreifen werden sie es nie. Solches Wirrsal sollten deutsche Schulmänner als bindende Vorschrift erlassen haben? Ohne irgend eine Ermächtigung von irgend einer Seite glaube ich einen solchen Gedanken im Namen aller deutschen Schulmänner bestimmt zurückweisen zu dürfen, ohne Widerspruch gewärtigen zu müssen.“

Gewiß sind diese Worte allen aus dem Herzen gesprochen, die dazu verurteilt sind, andre in die Geheimnisse unsrer so verwickelten Rechtschreibung einzuweichen. Aber dem ganz gehorsamen Befolger der amtlichen Bestimmungen, der Regeln und Wörterverzeichnis als gleich verbindlich ansehen zu müssen glaubt, bleibt nichts andres übrig, als diese Schreibung anzunehmen. Denn wo eine Form neben einer andern als zulässig gelten soll, da wird dies auch unzweideutig angegeben. Hier aber steht klar und deutlich: diesen Abend, heute abend, und nichts weiter. So ist dies denn auch in alle kleinern und größern Rechtschreibungsbücher übergegangen und folgerichtig auf die andern von Sarrazin angeführten Wörter Morgen, Mittag usw. ausgedehnt worden.

Und doch, wenn wir genauer untersuchen, steht die Sache nicht so zweifelhaft, als es hiernach scheinen könnte. Wenn wir nicht irren, sind zwar die Regeln des amtlichen Buches von der Gesamtheit der Konferenz durch-

beraten und bearbeitet worden, die Zusammenstellung des Wörterverzeichnisses aber wurde einem einzelnen Mitglied übertragen. So ist denn auch für die von Sarrazin gerügte Grausamkeit nur einer verantwortlich. Wer mag dieser Eine wohl sein?

Weder die Regeln noch das Wörterverzeichnis von 1880 kennen die Schreibung: heute abend. Dagegen findet sie sich, ebenso wie die entsprechenden Verbindungen mit morgen, mittag, nacht usw., schon im Jahre 1880 in dem nach den neuen preussischen und bayrischen Regeln bearbeiteten vollständigen orthographischen Wörterbuche der deutschen Sprache von Dr. Konrad Duden, der einfach die Folgerung zog aus der Regel der Januar-Konferenz von 1876, wonach die adverbial gebrauchten Tageszeiten, wenn dabei auch nur an die genitivischen Formen morgens, abends usw. gedacht war, ausschließlich klein geschrieben werden sollten; ein adverbialer Gebrauch liegt ja auch hier unstreitig vor. Nun aber ist in dem neuen Regelbuche, um eben der Möglichkeit so komischer Zusammenstellungen wie morgen, aber des Abends, heute morgen, aber diesen Nachmittag vorzubeugen, die frühere Bestimmung über die Tageszeiten absichtlich weggelassen worden. Der Bearbeiter des amtlichen Wörterverzeichnisses jedoch, und das ist wohl kein anderer als Duden selbst, hat aus seinem eignen Wörterbuche die Unterscheidung diesen Abend, heute abend beibehalten, im Gegensatz zu der größern Duldsamkeit der neuen amtlichen Regel, die ja auch bei ihm in den Doppelschreibungen abends und Abends, morgens und Morgens usw. im Wörterverzeichnis zum Ausdruck kommt.

Sonach bringt sich Sarrazin zwar mit diesem einen verantwortlichen Bearbeiter des amtlichen Wörterverzeichnisses, aber keineswegs mit dem toleranten Sinn der Amtlichen überhaupt in Widerspruch, wenn er die Regel aufstellt: Alle Tages- und Nachtzeiten werden groß geschrieben. Die Schule wird sie als eine willkommene Entlastung des Schülergedächtnisses gewiß gern annehmen. Aber auch die Presse, in der es ja „wimmelt von Mitteilungen über Ereignisse, die gestern Abend (abend) oder diesen Morgen, oder vergangnen Sonntag Mittag (mittag) vorgefallen sind, oder aber für nächsten Montag Nachmittag (nachmittag) in Aussicht stehn,“ beginnt schon, sich anzuschließen. So bekennt die Kölnische Zeitung sich seit Anfang Februar zu der Sarrazinschen Regel, und auch die Grenzboten werden von Donnerstag Abend, also vom Erscheinen der nächsten Nummer an, diesen Grundsatz zu dem ihrigen machen und sich Sonntags wie Wochentags (nicht Sonntags wie wochentags) nach ihr richten.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Fremdwörter. Hier kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, als habe es das amtliche Buch darauf abgesehen, deren Gebrauch überhaupt möglichst zu vermeiden, so viele Grundsätze wogen hier durcheinander. Nun, auf diese Weise wird doch wenigstens dem eine Freude gemacht, dem die Reinheit seiner Muttersprache am Herzen liegt. Und noch eine Klasse von Leuten hat Ursache, sich über die Behandlung der Fremdwörter zu freuen, das sind die Verteidiger humanistischer Bildung. Denn um einen Teil der amtlichen Regeln über die Fremdwörter richtig verstehen und anwenden zu können, sind mindestens einige Kenntnisse in den beiden alten Sprachen nötig. Recht so! Wer sich über ein Fremdwort nicht Rechenschaft zu geben vermag, der soll sich hüten, es zu ge-

brauchen; dasselbe gilt natürlich auch von den aus den modernen Sprachen entlehnten.

Während in rein deutschen Wörtern das *th* überall abgeschafft ist, entscheidet bei Fremdwörtern — ihre Herkunft. Nur wer Griechisch getrieben hat, kann hiernach wissen, daß Lithographie, aber Photographie, Kathete, aber Kategorie, Hypothese, aber Hypotenuse, Ethik, aber Etymologie zu schreiben ist, die Aussprache macht hier gar keinen Unterschied. Weshalb die von niemand mehr als fremd empfundenen Wörter Thron und Thunfisch, wozu bei Duden und z. B. auch im sächsischen amtlichen Wörterverzeichnis der Panther hinzukommt, immer noch als Eindringlinge aus dem Griechischen gebrandmarkt werden, während sie zum Beispiel im Italienischen alle drei ihr *h* längst verloren haben, trono, tonno (tonnino), pantera, und im Französischen wenigstens trône, das ist wohl nur von wenigen besonders Begnadeten begriffen worden. Der Kladderadatsch sagt freilich, man habe vor dem Throne Halt gemacht; aber vor dem Thunfisch? Warum hat der der Kommission so imponiert? Oder war's auch hier nur der Eine?

Auch ob man in zusammengesetzten Fremdwörtern *f* oder *s* schreibt, dafür ist manchmal, manchmal aber auch nicht, ihre Abstammung maßgebend: Mikroskop, aber Diskurs, dagegen Dispens und Dispens, refognoszieren (!) und refognoszieren. Noch üppiger wuchern hier die Doppelschreibungen, wenn es sich um das lateinische oder das französische *c* handelt, das entweder beibehalten oder je nach der Aussprache durch *k* oder *z* ersetzt wird: Accusativ und Akkusativ, Accent und Akzent, Cylinder und Zylinder, Circus und Zirkus, Scepter und Zeppter, Couvert und Kuvvert. Der einzelne tut wohl daran, sich in all solchen Fällen gleichmäßig für die eine oder die andre Schreibung zu entscheiden. So gibt Sarrazin *k* und *z* den Vorzug, weil das Regelbuch bei der Vorsilbe Ko= (Kol=, Kom=, Kon=, Kor=) sowie bei kt (Edikt, faktisch) nur *k* zuläßt und in Wörtern wie Konzert, Konzil, Kreuzifix die Schreibung mit *z* fordert. Umgekehrt werden die Grenzboten überall, wo es erlaubt ist, die ursprüngliche fremde Schreibung beibehalten.

Gerade fünfundzwanzig Jahre lagen zwischen den beiden Berliner Konferenzen von 1876 und 1901. Auf beiden war der Wunsch, eine Einigung herbeizuführen, größer als das Streben nach Vereinfachung, auf der letzten noch mehr als auf der frühern. Im Jahre 1901 wurde geradezu von den Einzelregierungen Einigung als das Hauptziel der Verhandlungen bezeichnet, nur ganz nebenbei und in bescheidenstem Maße sollte auch Vereinfachung ins Auge gefaßt werden. So war denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum mehr erreichbar, als was erreicht worden ist, und für einige kleine Besserungen ist ja, wie wir sahen, auch innerhalb der amtlichen Bestimmungen Spielraum gelassen. Aber der Wunsch nach einer durchgreifenden Umgestaltung bleibt bestehen. Wird die nächste Konferenz sie uns bringen? Vielleicht erst wieder nach einem Vierteljahrhundert? Trotz der Schulbuchverleger erwarten wir sie früher!

